

Gesichtspunkten benannt. Daher finden sich auch verschiedene Namen für die Krönteube. LINNÉ benannte sie mit dem Gattungsnamen der Tauben *Columba coronata*. Doch da sie sehr von den anderen Tauben abweicht, wie aus BREHMS Beschreibung deutlich wird, wurde sie einer eigenen Gattung zugeordnet und erhielt entsprechend andere Namen. Der französische Forscher VIEILLOT gab der Gattung den auch von BREHM verwendeten Namen *Lophyrus*.

Allgemein wurden die Kröntauben als Hühnertauben bezeichnet. Auch BREHM nennt ihren Körperbau nach der Betrachtung der lebenden Tiere dem von Hühnern entsprechend, nur der Schnabel sei der von Tauben. Doch er bezieht – ganz modern – in seine Betrachtung das Verhalten der Vögel ein und kommt so zu der Ansicht, es müsse sich um echte Tauben handeln.

Literatur

- AHÉ, VON DER, C. (1930): Die Menagerie auf der „Königlichen Pfaueninsel“. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 47, 1–24.
- BREHM, C. L. (1834): Zoologische, vorzüglich ornitholog. Bemerkungen auf einer Reise von Renthendorf nach Berlin im Herbst 1832. ISIS 1834, 38–70.
- BUCHDA, G. (1986): Kulturgeschichtlich wertvolle Aufzeichnungen des Pfarrers und Ornithologen CHRISTIAN LUDWIG BREHM über seine Reise von Unterrenthendorf nach Berlin im Herbst 1832. Beitr. Vogelkd. 32, 129–153.
- FONTANE, T. (1880): Wanderungen durch die Mark Brandenburg. III. Havelland. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart, Berlin.
- KOURIST, W. (1976): 400 Jahre Zoo. Rheinland-Verlag GmbH Köln.
- SCHLAWE, L. (1969): Die für die Zeit vom 1. August 1844 bis 31. Mai 1888 nachweisbaren Thiere im zoologischen Garten zu Berlin. Selbstverlag. Berlin.
- SEILER, M. (Hrsg.) (1986): Wegweiser auf der Pfaueninsel. Kommentierter Nachdruck der Ausgabe von 1837. Karl H. Henssel Verlag. Berlin.
- STRESEMANN, E. (1951): Die Entwicklung der Ornithologie von ARISTOTELES bis zur Gegenwart. Verlag Hans Limberg. Aachen.
- TEMPLIN, R. (1992): Variable und invariante Anteile bei Bewegungstereotypen von Zootieren. Sonderheft zu Bd. 57 der Z. f. Säugetierkunde, 52.

Anschrift des Verfassers:

Dr. HARRO STREHLOW, Meierottostr. 5, 10719 Berlin

Tod und Wiedergeburt Über das Schicksal einiger Berliner Zootiere von Joachim Oppermann

Die sachlichste und nüchternste der vielfältigen Beziehungen zwischen dem Zoologischen Garten und dem Zoologischen Museum bestand darin, daß viele der gestorbenen Zootiere ins Museum kamen. Von manchem Zoodirektor wurde diese Tatsache nicht gern in der Öffentlichkeit behandelt, da er immer auch den Vorwurf eines zu frühzeitigen Todes seiner teuer eingekauften Tiere befürchten mußte. HEINRICH BODINUS erklärte 1869 zu seinem Amtsantritt sogar, „den täglichen Leichentransporten nach dem Zoologischen Museum ein Ende bereiten“ zu wollen. Doch früher oder später stirbt jedes Tier einmal, und die Eintragungen des Museums über die Eingänge aus dem Zoo wurden sogar noch umfangreicher (täglich etwa zwei Tiere) – aber als Folge des großen Aufschwungs des Zoos gerade unter BODINUS. Natürlich lag allen Zoodirektoren daran, die Körper der Tiere weitestgehend wissenschaftlicher Arbeit zugänglich zu machen. Häufig wurde schon bei der Entscheidung über den Erwerb neuer Tiere für den Zoo die anschließende Übernahme in das Museum berücksichtigt. Besonders bei MARTIN CARL HINRICH LICHTENSTEINS Ankäufen für den Zoo und schon 25 Jahre vorher für die Menagerie auf der Pfaueninsel war immer selbstverständlich, daß er auch an die wissenschaftlichen Auswertungen und die Lehr- und Bildungsaufgaben im Museum dachte. Später hat besonders LUDWIG HECK dem wissenschaftlichen Wert der Tiere und ihrer späteren Zugänglichkeit und Aufbewahrung im Museum große Beachtung geschenkt. „Vielleicht hat das Museum durch sein Streben nach neuen Arten und Unterarten für einen Zoologischen Garten etwas zu sehr abgefärbt ... HECK glaubte, den Ansprüchen der berufsmäßigen Säugetier- und Vogelsammler an den Museen durch Beschaffung möglichst vieler Arten und Unterarten gerecht zu werden ...“, schätzte OSKAR HEINROTH 1928 ein. So wurden auch Tiere eingekauft, von denen man im voraus annehmen mußte, daß sie für die meisten Zoobesucher weniger attraktiv sein würden. Die Formulierungen in manchem „Führer durch den Zoologischen Garten“ lassen erkennen, daß die Direktion sich dessen durchaus bewußt war, wenn zum Beispiel von den unscheinbar gefärbten, wie dem Quagga, oder den am Tage wenig aktiven Tieren, wie dem Beutelwolf, gesprochen wurde.

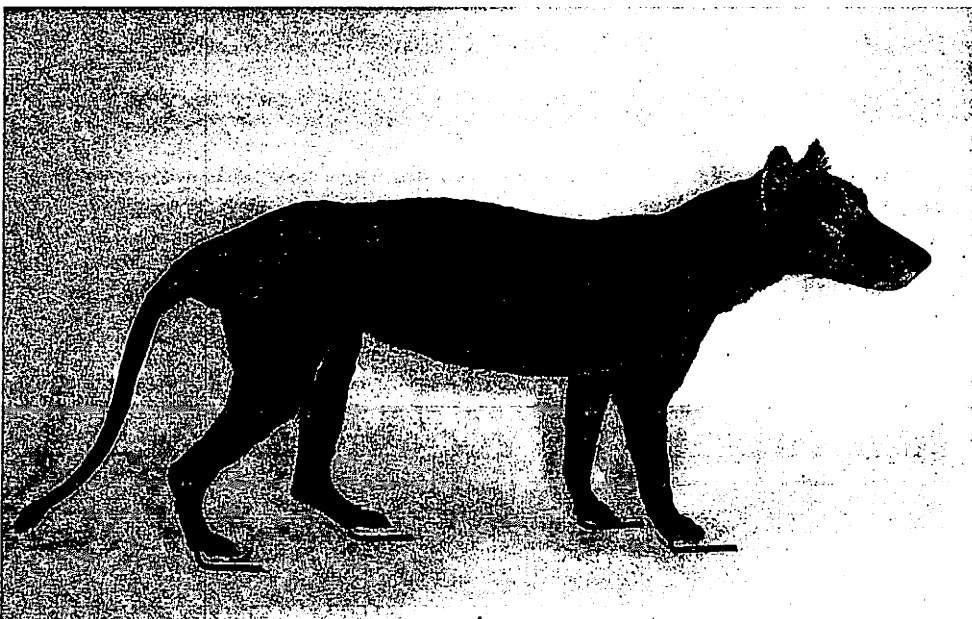
Bei den Entscheidungen, welche Tiere aus dem Zoo ins Museum kamen, spielte anfangs der Neuigkeitswert für Wissenschaft und Sammlung eine bestimmende Rolle. Und gerade der Zoo Berlin hat oft das erste Exemplar einer neuentdeckten Art (wie von Kasuaren, Meerkatzen oder Makaken), die in der Natur gefan-

eine steife konische Rübe wie angeklebt hinten ansitzt, die beim Laufen rübenhaft starr pendelt ..."

Die wenigen hier betonten und auf ein paar Fotos sowie einigen Metern Film erkennbaren Besonderheiten bestätigen, daß manches alte Museumspräparat eine unzutreffende Körperhaltung zeigt. Sie lassen aber auch vermuten, daß man bei diesem größten fleischfressenden Beutler noch viel mehr Eigenartigkeiten hätte beobachten können. Leider ist nur wenig bekannt, besonders von der Fortpflanzung, der für uns interessantesten Phase im Leben eines Beuteltieres. In Gefangenschaft gelang sie nicht, doch erwiesen sich drei der gefangenen Weibchen als Mütter mit Beuteljungen. Ihre Zahl betrug drei bis vier pro Wurf. Als Einziger kann der Engländer RONALD GUNN über die Beziehungen der Mutter zu ihren Beuteljungen berichten: „Wenn sie ihre Jungen säugt, legt sie sich wie ein Hund auf die Seite. Dabei zieht sich die Haut des Beutels zurück und erleichtert so den Zugang zur Milchquelle. Werden die Jungen beunruhigt, kriechen sie mit dem Rücken nach unten in den Beutel und werden dabei von der Mutter unterstützt, indem diese ihr Hinterteil senkt, um ihnen den Einschlupf zu erleichtern. Sie stellte sich mit dem Hinterkörper nahe an eine Käfigwand und bot den Jungen so einen Widerstand, so daß sie sich mit den Hinterbeinen gegen den Käfig stemmen und selbst hineindrücken konnten.“ Noch im Alter von drei Monaten und mit schon 30 cm Länge ließen sich andere Jungtiere im Beutel tragen.

Präparat des letzten Berliner Beutelwolfs.

Foto: Harre



Beutelwölfe kamen einmal in ganz Australien vor, sind aber auf dem Festland schon vor etwa 2000 Jahren ausgestorben, möglicherweise wegen der Konkurrenz durch den von den Menschen mitgebrachten Dingo. Nur auf Tasmanien, der südlich von Australien liegenden Insel, gab es Beutelwölfe, als die Einwanderer aus Europa das Land zu besiedeln begannen. In kurzer Zeit wurden große Gebiete der Naturlandschaft in Kulturland umgewandelt und so der Lebensraum der ursprünglichen Tierwelt eingeengt. Als Folge dieses Eingriffs in das natürliche Gleichgewicht verringerte sich die Zahl der Nahrungstiere für den Raubbeutler. Er war daher genötigt, auch Schafe und Geflügel der Siedler zu nehmen. Damit zog er sich die erbitterte Feindschaft der Farmer zu. Mit Fallen, Gift und Flinten wurden die Tiere gnadenlos vernichtet, die Regierung zahlte hohe Kopfpremien. Pro Jahr wurden über 100 erlegte Tiere abgerechnet. 1906 ging die Zahl stark zurück, 1909 wurde kein Beutelwolf mehr erlegt, er war offenbar selten geworden. Tierfreunde und Naturschützer im Lande und in aller Welt sahen das Ende kommen, konnten aber nur ohnmächtig mahnen: „... so daß er demnächst wohl aussterben wird.“ (WILHELM BÖLSCHKE 1908) und: „Da er bereits seinem sicheren Aussterben entgegengeht, ist er im Tierhandel schon eine außerordentliche Seltenheit.“ (KNOTTNERUS-MEYER 1905). Leider erkannten die Verantwortlichen in Tasmanien lange Zeit nicht, wie ernst die Situation für das Überleben des Beutelwolfes war. Erst 1936, im Todesjahr des letzten Tieres im Zoo der Hauptstadt Hobart, wurde der Beutelwolf von der Regierung unter Schutz gestellt. Alle Expeditionen, die in den folgenden Jahren Nachforschungen anstellten, konnten kein Tier mehr aufspüren. Viele Naturfreunde aber hofften noch immer, daß einige Exemplare in abgelegenen Gebieten überleben könnten. Ab und zu kommt eine sensationelle Meldung, daß hier Fußspuren gesehen wurden, da Beutelwolfshaare an einer Falle klebten und dort sogar ein junges Tier versehentlich erschlagen worden wäre. Doch am nächsten Tag war das in einer Hütte abgelegte Tier auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Wieder konnte auch hier die hohe Belohnung für den Nachweis überlebender Beutelwölfe nicht eingelöst werden. So bleibt dem Interessierten nur der Gang in eines der 30 Museen, die die Überreste einer der außergewöhnlichen Säugetierart bewahren.

Das Panzernashorn

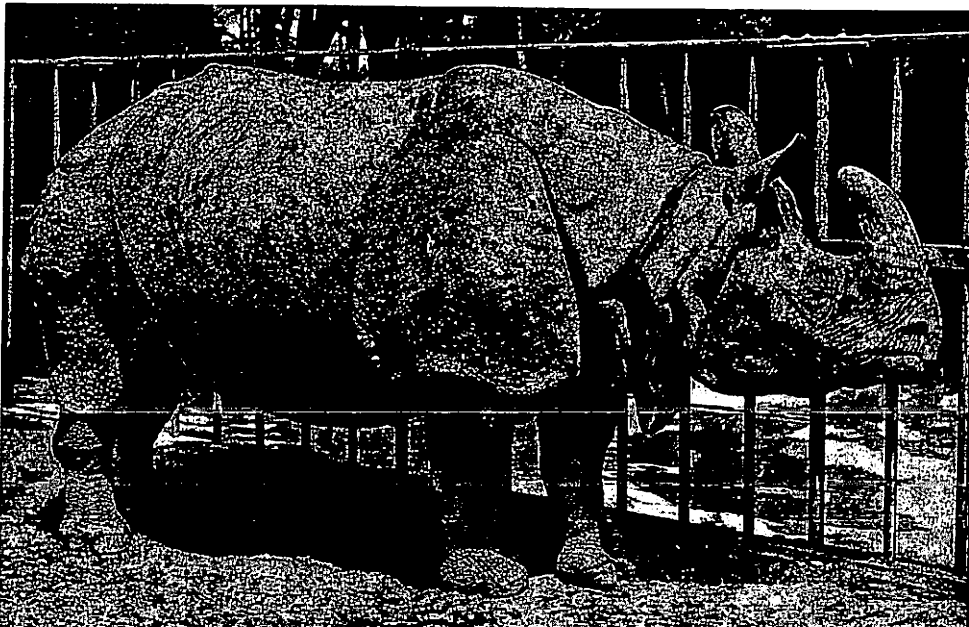
Im Zoologischen Museum befindet sich seit 1909 ein Panzernashorn, das zu seinen Lebzeiten mehrmals Anlaß sowohl zur Aufregung der Gemüter in der Öffentlichkeit als auch von wissenschaftlichen Diskussionen unter Fachleuten war. Als 1872 zwei junge Nashörner für den Zoologischen Garten erworben wurden, wußte man noch recht wenig über die Lebensweise und das Verhalten der Tiere, auch über ihre Lebensbedürfnisse in der Gefangenschaft. Doch gerade diese beiden Tiere sollten in ihrem 37 Jahre in Menschenobhut währenden Leben eine Fülle von Erkenntnissen vermitteln, wenn auch manchmal mit Irrungen und schmerzlichen Erfahrungen. Die Tiere wurden bald zahm und waren zunächst untereinander verträglich. Nach drei Jahren kam es schon zur ersten

Brunft. Der Bulle trieb die Kuh mit Bissen und Stößen im Gehege umher. Nach Tagen heftiger Jagden kam es auch oft zu Paarungen, allerdings ohne spätere Nachwuchsfolgen, die man bei den jungen Tieren auch noch nicht erwartete. Im Laufe der Jahre wurde das Gebahren des Bullen jedoch immer heftiger und verbissener. Am 30. Juni 1881 kam es dann zu dem Unfall, über den in Wort und Bild so dramatisch berichtet wurde. Der Bulle hatte sich auf die Kuh gestürzt und ihr sein Horn in die Flanke gestoßen. Da sie benommen liegen blieb, wurde der Bulle abgetrennt und sie mit Hebebäumen vorsichtig wieder aufgerichtet. Nach Abklingen der Brunft konnte man die Tiere wieder für einige Zeit zusammenbringen. Doch immer wieder und immer heftiger drangsalierte der Bulle die Kuh, so daß ein gefahrloses Zusammensein völlig unmöglich schien und die Kuh ständig abgetrennt blieb. 1896 gab man sie an den Zoo Frankfurt am Main (wo sie genau so lange lebte wie der Bulle in Berlin). Später erst, nach ähnlichen Erfahrungen in anderen Zoologischen Gärten und Beobachtungen im Freiland, konnte man einschätzen, daß das Verhalten des Bullen zum völlig normalen Liebesvorspiel der Panzernashörner gehört, daß aber die Kuh eine Chance zum Ausweichen haben muß. Stundenlang schieben, stoßen und treiben sich die Tiere gegenseitig. Will einer der Partner etwas verschmaufen und sich zurückziehen, so ist das in der Natur sicher kein Problem. Im für diese Fälle damals doch zu beengten Zoogehege jedoch geriet der ruhebedürftige Partner mitunter arg in Bedrängnis. „Hätte man die Tiere damals nicht getrennt, wäre uns vielleicht als

erstem Zoo die Zucht gelungen“, schrieb der spätere und mit der Nashornzucht so erfolgreiche Zoodirektor HEINZ-GEORG KLÖS. Kurios erscheint heute, daß diese beiden prächtigen Nashörner auch Anlaß zur Bekräftigung eines kleinen und folgenlosen Irrtums waren, daß nämlich die Tiere ihre Nasenhörner in regelmäßigen Abständen abwerfen und erneuern. „... dieses Horn hat in den letzten Jahren wieder neues wissenschaftliches Interesse erregt, seit sich herausgestellt hat, dass es in längeren, 5 bis 6jährigen Zeiträumen „abgeworfen“ wird und wieder nachwächst.“ Und zu einem Foto des Nashorns im Bade schreibt LUDWIG HECK: „Hier hat es das Horn abgeworfen. Bei der Dauerhaftigkeit der Nashörner hatte man das natürlich lange schon in den zoologischen Gärten beobachtet, aber immer an ein „Malheur“ geglaubt und sich dann wieder getröstet, wenn der Schaden sich ausglich. Manche Nashörner haben in der Gefangenschaft auch die leidige Gewohnheit angenommen, sich das Horn an den Wänden und Gittern abzuwetzen, und an diesen ist dann nichts mehr zu beobachten. Hier und in Köln fand aber das Abfallen des Hornes unter Umständen statt, die es unbedingt als ein ganz normales Lebensereignis des Nashorns erscheinen liessen ... In den ersten Tagen nach dem Abwerfen ist die Nasenhaut an der Stelle, wo das Horn gesessen hat, dunkelrot und prall mit Blut gefüllt, so dass sie aussieht, wie eine schlimme Geschwulst, und wenn das Tier im gewohnten Drauflosfahren etwa mit der Nase das Gitter berührt, zuckt es vor Schmerz zurück. Bald bildet sich aber ein Schorf, und nicht lange dauert es, so

Das Panzernashorn mit voll ausgebildetem Horn.

Aus: Heck, L. (1899)



Das Panzernashorn nach dem Verlust seines Hornes.

Aus: Heck, L. (1899)



ist die Wundstelle mit einer neuen Hornkruste überzogen; man weiss dann nicht mehr, ob man ein abgewetztes oder ein in der Neubildung begriffenes Horn vor sich hat."

Heute schätzt man den Hornverlust anders ein und nimmt als Ursache entweder mechanische Gewalt bei heftigen Bewegungen mit seitlicher Kraftwirkung oder das Ablösen nach einer Entzündung der Haut, einer Krankheit oder einem anderen Streß an. Nach der Gesundung produziert das Hautgewebe die Hornsubstanz wieder im normalen Tempo. Bis zu einem Zentimeter beträgt der monatliche Zuwachs. Die „normale“ Hornlänge wird durch diesen ständigen Nachschub und den Abrieb an der Spitze durch den täglichen Gebrauch bestimmt, sie beträgt meist 30 bis 40 cm. Als 1909 das Panzernashorn etwa vierzigjährig starb, hatte das zuletzt nachgebildete Horn diese Länge noch nicht wieder erreicht. Deshalb ergänzten die Präparatoren im Zoologischen Museum die Hornspitze mit Gips, um das Tier genau so darstellen zu können, wie es ein zehn Jahre vorher im Zoo aufgenommenes Foto zeigt: „Eine prächtige Aufnahme, die jede Einzelheit auf der Panzerhaut des Riesentieres mit aller erdenklichen Schärfe wiedergibt! Das Rhinoceros mit seiner stoischen Ruhe ist aber auch für den Photographen ein ebenso dankbarer wie bequemer Gegenstand; nur das „Bitte, recht freundlich!“ wird er ihm wohl vergebens zurufen. Denn einmal aus ihrem trägen Stumpfsinn aufgestört, verwandeln sich die Nashörner augenblicklich in wütende Draufgänger und erregen wahrhaft panischen Schrecken durch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der sie dem Gegenstände ihres Zornes zu Leibe rücken, Alles überrennend und mit dem Horne hochschleudernd, was sich ihnen in den Weg stellt."

Das Australische Talegalla

1870 erwarb Direktor Dr. BODINUS für den Berliner als dem ersten deutschen Zoo aus London ein Paar Talegalla-Hühner. Diese Art lebte dort im Zoo schon seit 22 Jahren und hatte seither fünfmal Nachwuchs. Das hatte große Aufmerksamkeit erregt, denn daß die Fortpflanzung dieses im warmen Ostaustralien heimischen Großfußhuhnes auch unter Londoner Klimabedingungen – und zwar im Freien und nicht in einem geheizten Haus – erfolgreich ablief, war nicht vorhersagbar. Denn bei den Talegallas werden die Eier nicht durch die Henne ausgebrütet, sondern entwickeln sich ohne die Wärme eines Elternvogels in einem Laub-Erde-Haufen allein bis zum Schlüpfen. Würde diese bei den Vögeln einzigartige Fortpflanzungsweise auch im Berliner Sommer zum Zuchterfolg führen?

Im April des nächsten Jahres begann der Hahn alles erreichbare Laub in seinem Gehege an einer Stelle zusammenzuscharren. Mit unermüdlichem Eifer schichtete er so einen Hügel von über 1,40 Meter Höhe auf. Bei dieser Arbeit scharrete er, langsam rückwärts gehend, abwechselnd mit beiden Beinen, bis er auf dem Hügel angelangt war. Dann begann er an einer anderen Stelle. Wochenlang beschäftigte er sich so, – allein, denn die Henne ließ er nicht in die Nähe des Hügels. Der übrige Gehegeboden sah wie mit einem scharfen Besen gefegt aus.

Allmählich zersetzte und erwärmte sich das Material im Innern des Haufens, was der Tierpfleger bei gelegentlichen Kontrollen feststellte. Der Hahn schien auch die Temperatur zu prüfen und zu regulieren, denn ab und zu scharrete er Löcher in den Haufen, nahm freigelegtes Hügelmaterial zur Probe in den Schnabel und verschloß die Öffnungen teils eilig, teils erst nach längerer Zeit.

Am 1. September 1871 plötzlich „saß behaglich auf einem ziemlich hohen Baumaste“ ein Küken, – kräftig und mit schon befiederten Flügeln. Zur Überraschung aller konnte es sogar fliegen und entflo, als man ihm näherkam, über den Zaun in den Tiergarten, wo es erst mit viel Mühe durch ein großes Aufgebot an Pflegern und Helfern wieder eingefangen werden konnte. Am 13. September wurde das zweite Küken umherflatternd entdeckt. Der Tierpfleger stellte fest, daß es sich durch eine „zwei bis drei Fuß“ dicke Erde- und Laubdecke durchgearbeitet haben mußte. In den ersten Oktobertagen wurde in Abwesenheit zahlreicher Ornithologen, die in Berlin zu einer Fachtagung zusammengekommen waren, der Bruthaufen auseinandergenommen. Man fand noch ein unversehrtes Ei, die Bruchstücke von vier tauben Eiern sowie einen toten Jungvogel. Er war nicht an die Oberfläche gelangt, weil über ihm eine breite Latte, die der Hahn mit auf den Haufen gescharrt hatte, unglücklicherweise den Weg versperrte. Durch diesen Unfall wurde aber klar, daß die Jungen selbständig, ohne Mithilfe der Alten, wie man noch angenommen hatte, ihren Weg ins Freie bahnen. Daß die Henne Eier gelegt hatte, war nicht bemerkt worden. Sie hatte sich zwar sehr für den Bruthaufen interessiert, war aber durch den Hahn immer ferngehalten

Talegalla-Hahn auf dem Bruthügel im Zoo Berlin.

Zoo-Archiv

